

Antifaschistische Kunst und Politik: Teodor Currentzis dirigierte in Stuttgart die 7. Sinfonie von Dmitri Schostakowitsch

# Das ist keine Lieblingsmusik!

Von Berthold Seliger

Die 7. Sinfonie von Dmitri Schostakowitsch, die »Leningrader«, ist eines der bekanntesten Werke des sowjetischen Komponisten. Geschrieben wurde sie, mit Ausnahme eines Teils des 1. Satzes, während der 900 Tage währenden Blockade Leningrads durch deutsche Truppen zu weiten Teilen in Leningrad, bis Schostakowitsch mit seiner Familie ausgeflogen wurde und die Sinfonie in Kuibyschew vollendete, wo sie am 5. März 1942 vom dorthin evakuierten Orchester des Bolschoi-Theaters uraufgeführt wurde.

Am 9. August 1942, während der Blockade, wurde sie auch in Leningrad von dort verbliebenen Musikern verschiedener Orchester aufgeführt; die Partitur war unter abenteuerlichen Umständen eingeflogen worden. Bereits am 19. Juli erlebte die Sinfonie ihre US-amerikanische Erstaufführung durch Arturo Toscanini und das NBC Symphony Orchestra; binnen kurzer Zeit wurde sie mehr als 60-mal in den USA aufgeführt. Die Anti-Hitler-Koalition war sich der immensen Bedeutung dieser Sinfonie, die den Kampf gegen den Faschismus zum Inhalt hatte, sehr bewusst.

Die erbarmungslose Blockade Leningrads war Teil des deutschen Ausrottungsfeldzugs im Osten und ist eines der widerlichsten Kriegsverbrechen der deutschen Wehrmacht. Sie dauerte vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944, es starben etwa eine Million Menschen durch Bombenangriffe und Unterernährung.

Teodor Currentzis und das SWR-Sinfonieorchester führten Schostakowitschs Sinfonie jetzt in der Stuttgarter Liederhalle auf, und es war ein Abend von erschütternder Bedeutung. Currentzis, der kürzlich seinen Rücktritt als Leiter des Staatlichen Opern- und Ballettheaters im russischen Perm bekannt gegeben hat, kann sinfonische Werke so extrem deuten wie derzeit kein zweiter Dirigent. Er wird dieser Rolle bereits im 1. Satz der 7. Sinfonie gerecht. Beim zweiten Thema verzögerte er den Fluss, die von Flötentönen geprägte Idylle wurde mit größter Ruhe und Intimität gezeichnet – aber irgendwie stimmte da nicht. Es war eine fahle, geradezu bedrohliche Idylle,



»Ich widme dieses, mein teuerstes Werk, (...) der Roten Armee und unserem Sieg«: Schostakowitsch beim Komponieren der 7. Sinfonie

Foto: akg-images/Sputnik

die Musik kam fast zum Stillstand; es war eine Stimmung wie vor einem Erdbeben oder während einer Sonnenfinsternis, wenn die Vögel plötzlich aufhören zu singen und Menschen und Tiere spüren, dass etwas geschieht, von dem sie noch keine Ahnung haben. Und da hören wir sie auch schon, die Trommel, ganz leise zunächst, die Truppen sind noch in weiter Ferne, und vielleicht ahnen wir noch nicht einmal, dass es sich um Militär handelt, das da heranzieht.

Elf Variationen hat Schostakowitsch von dem »Invasionsthema« des 1. Satzes komponiert, das die Durchführung ersetzt, ein gigantisches, an Ravels »Bolero« erinnerndes, eine kleine Ewigkeit währendes Crescendo. Und aus den Orchesterstimmen entwickelt sich die Melodie von Hitlers Lieblingsoperette, »Die Lustige Witwe« von Franz Lehár: »Da geh ich zu Maxim, / Dort bin ich sehr intim, / Ich duze alle Damen / Ruf sie beim Kosenamen ...«

Die Wehrmachtssoldaten summen diese Melodie zunächst noch leise vor sich hin zum konterkariierenden Rhythmus der Trommel, sie nahen, beginnen zu singen, sind guter Laune, die Invasion trifft auf wenig Widerstand. Doch als sie näher und näher rücken, wird aus der Operettenmelodie eine bedrohliche Attacke, die in das friedliche Leben eintritt. Man meint, die aus dem Grab hervorgeholten Gebeine von Johannes Heesters – der weiland im Berliner Admiralspalast diese Melodie sang (Hitler in der Ehrenloge) – als ein harlekinisches Totengerippe den Truppen voranschreiten zu sehen wie in Brechts Legende vom toten Soldaten: »Voran die Musik mit Tschindrara / Spielt einen flotten Marsch. / Und der Soldat, so wie er's gelernt, / Schmeißt seine Beine vom Arsch.«

Wir erleben ein furioses, beklemmendes Spektakel, einen ohrenbetäubenden Lärm, Streicher und Bläser stehen längst auf der Bühne, Cur-

rentzis fordert immer mehr Energie und noch mehr und noch mehr – und als wir denken, es ist nicht mehr auszuhalten, folgen noch zwei weitere Variationen des Invasionsthemas; die goldenen 20er Jahre mit ihrer Operrettenseligkeit sind längst zum Alptraum mutiert, die Operettenmelodie »Da geh ich zu Maxim« ist in aller Brutalität entblößt als menschenmordende Gewalttätigkeit. Eine fesselnde Eruption, wie man sie im Konzertsaal selten gehört hat.

In der kurzen Atemholpause vor dem 2. Satz sehen wir uns fassungslos an – was soll jetzt noch folgen, nach dieser ungeheuren Beschwörung kriegersichen Grauens, den die faschistische Wehrmacht erzeugt hat? Doch Currentzis begreift den 3. Satz, das Adagio, als Gegenpol und stellt ihn bewusst ins Zentrum des Geschehens; für ihn ist er das »Herz der Sinfonie«. Wir hören einen Bläserchoral, symbolische russische Musik, Glockentöne, aber auch Zitate wie die

Passacaglia aus Tschaikowskys Violinkonzert, von Glinka oder aus Strawinskys Psalmensinfonie. Schostakowitsch hatte diesem Satz ursprünglich das Motto »Die Weite der Heimat« zugebracht. Große Ruhe, magische Augenblicke, die Menschen kommen zu sich, und wir erleben eine Musik, die das friedliche Dasein feiert.

»Kultur ist die Idee vom Menschsein des Menschen«, wissen wir von Georg Lukács, und Currentzis und sein fabelhaftes Orchester definieren in diesem Satz auf im wahrsten Sinne des Wortes atemraubende Weise dieses »Menschsein«, die unbedingte Humanität, die sie der Brutalität des Faschismus und des Krieges entgegensetzen (und auch der kleine Zirkusmarsch inmitten dieses Satzes, ein typischer Kunstgriff Schostakowitschs, gerät unter Currentzis' Händen frei von Zynismus und belegt einfach nur, dass Menschen, die in Frieden leben, auch der Unterhaltung

frönen wollen und des Humors bedürfen – welch ein Gegensatz zur fratzenhaften Operettenmelodie des 1. Satzes!).

In dem etwa dreiminütigen Ende der Sinfonie, nachdem der 4. Satz noch einmal alles Grauen und alle kriegersiche Gewalt aufgegriffen und dargestellt hat, erleben wir den Sieg über den Faschismus – aber das ist kein glorioser Sieg wie am Ende von Beethovens Finalsinfonien; das C-Dur der Leningrad-Sinfonie ist gebrochen, die tonalen Grenzen sind aufgelöst. Wir hören beides, Dur und Moll gleichzeitig, den Sieg, der alles andere als ein Triumph ist, und das Leiden der Menschen und die Trauer um die Hunderttausenden, die während der verbrecherischen Hungerblockade in Leningrad ihr Leben ließen, und um die etwa 27 Millionen Menschen (darunter gut 15 Millionen Zivilisten), die die deutsche Wehrmacht in der Sowjetunion ermordet hat. Das Ende dieser Sinfonie ist so, wie Currentzis und das SWR-Sinfonieorchester es erklingen lassen, eine Demonstration, ein an die Menschheit gerichteter Schrei: Nie wieder Krieg! Nie wieder Faschismus!

»Ich widme dieses, mein teuerstes Werk, unserem Kampf gegen den Faschismus, den heroischen Verteidigern Leningrads, der Roten Armee und unserem Sieg«, schrieb Schostakowitsch im März 1942. Currentzis betrachtet dieses Werk als »Symbol für die großartige Stadt Leningrad«, verweist allerdings auch darauf, dass diese Sinfonie, »eines der schwierigsten Werke des 20. Jahrhunderts, außerhalb jeder ästhetischen Beurteilung« stehe, und dass man sie eigentlich nicht lieben könne. Denn das ist eben keine »Lieblingsmusik«, sondern Ausdruck einer unbedingten Haltung und ein künstlerisches Manifest des Überlebens, während »die ganze Stadt ein Konzentrationslager war« (Currentzis). In Zeiten des weltweit wiederkehrenden Faschismus ist dieser in Schostakowitschs 7. Sinfonie Musik gewordene Appell an die Humanität aktueller, als uns lieb sein kann. Lang anhaltender, stürmischer Beifall, Standing Ovations.

Der SWR sendet den Mitschnitt dieses Konzerts am Sonntag, 7. Juli, 9.15 Uhr. Das Video ist ab 4. Juli auch abrufbar unter: [www.swr.de/swrclassic/](http://www.swr.de/swrclassic/)